



Die Entdeckung der Industriekultur – Erinnerungen an eine neue Denkweise

Das 4. Forum für Industriekultur und Gesellschaft des Berliner Zentrums für Industriekultur (BZI) im September 2016 eröffnete Hermann Glaser, Pionier der Industriekultur und einst renommierter Kulturpolitiker, mit einem denkwürdigen Vortrag, in dem er die ersten gedanklichen Anstöße zusammenfasste und zugleich Anregungen für ein heutiges Nach-Denken gab. ■ **Hermann Glaser**

Nach gängigen Erfahrungen ist poetisches Schreiben mit Bildern, wissenschaftliches Schreiben mit Begriffen durchdrungen. Dass dies nicht so sein muss, sondern ein „Gemenge“ der beiden Stilarten gut möglich ist, beweisen fantasiereiche Wissenschaftler, die schwierige Tatbestände „poetisch“ zu präsentieren vermögen und begrifflich versierte Poeten, die abstrakte Themen bildreich zu vermitteln vermögen. Herausragend gelingt es der Fabel und dem Aphorismus als letztes Glied langer Gedankenketten, Bildhaftigkeit mit begrifflicher Präzision zu verbinden. Ein Beispiel:

„Wenn dein Teller voll ist und der deines Nachbarn leer, so gib ihm die Hälfte; wenn nicht aus Mitleid, so doch aus Klugheit.“ Diese wenigen Worte können eine langatmige Denkschrift zur Entwicklungspolitik ersetzen.

Dies als kurzer erklärender Vorspann zu meiner Darstellung der „Inkubationszeit“ für das, was mit „Industriekultur“ in den 1980er Jahren des letzten Jahrhunderts als ein neues Paradigma die Kulturpolitik, im Besonderen die Museologie, bewegte. Als Protagonist der Erweiterung der historischen Erinnerungskultur – es ging um die Lebensformen und Arbeitsweisen des

Industriezeitalters – benutzte ich bevorzugt literarische Texte, also eine bildreiche Sprache, um die Entscheidungsträger, etwa Personen aus der Politik und Verwaltung, von der Notwendigkeit einer Fokussierung auf eine bislang kulturgeschichtlich vernachlässigte Thematik und für die Bereitstellung der dafür notwendigen Ressourcen (Gebäude, Personal, Ankaufsmittel) zu überzeugen. Die kulturelle Wertschätzung galt damals im Museumsbereich fast ausschließlich Preziösen, die teuer erworben und auf höchst elaborierte Weise erforscht, gepflegt und dargeboten wurden. Dieser Aspekt affirmativer Kulturpflege bestimmte zum Beispiel das Germanische Nationalmuseum Nürnberg als Zentrum deutscher Kulturgeschichte – etwa mit seinen Waffen-, Möbel- und Porzellansammlungen sowie seiner Gemäldegalerie.

Meine naiv kaschierte Frage im Verwaltungsrat des Museums, die dann im Sitzungsprotokoll nicht auftauchte, wer denn im Haus für die Sammlungen von Ziegeln, Spucknäpfen und Knöpfen (auch Knopflöchern) zuständig sei, eröffnete eine lange Diskussion in der Stadt und diente heuristisch der Weckung des

oben: In den 1980er Jahren war der Berliner Westhafen mit seinen großen Speichern und den alten Kranen noch voll in Betrieb – und ein öffentlicher Rundgang möglich. Dem vom Land Berlin 1985 herausgegebenen zweiten Teil der „Spazierwege der Industrie und Technik“ war dies ein eigener Tourenvorschlag wert.

Foto: Sven Bardua, 1986

Interesses an der Exegese solcher Fragen. Sie wurden dann vor allem mit Hilfe von bildhaft-begrifflichen Texten und einer programmatischen Ausstellung erfolgreich beantwortet. Neu gewonnene Mitarbeiter waren wesentlich daran beteiligt.

Anfänge in Nürnberg

Nach einigen Jahren entstand dann das Centrum Industriekultur Nürnberg in einer leeren Fabrikhalle mit zunächst wenig Personal und bescheidenem Ankaufsetat, eine Buchreihe und ein sich ausbreitendes Bewusstsein, das die Notwendigkeit der „Entfeudalisierung“ des Ausstellungs- und Museumswesens verinnerlichte. Die erstarrten Verhältnisse sollten (so die Abwandlung eines Wortes von Karl Marx als Motto) zum Tanzen gebracht werden, indem man ihnen eine neue Melodie vorspielte – nicht als revolutionäres, sondern lustvoll-evolutionäres Unterfangen.

Von allerhöchster Stelle wurde die „Absegnung“ dafür geholt – nämlich von Bundespräsidenten Gustav Heinemann, der 1970 in einer Rede sagte: „Ich glaube, daß wir einen ungehobenen Schatz an Vorgängen besitzen, der es verdient, ans Licht gebracht und weit stärker als bisher im Bewußtsein unseres Volkes verankert zu werden. Nichts kann uns daran hindern, in der Geschichte unseres Volkes nach jenen Kräften zu spüren und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die dafür gekämpft und gelebt haben, daß das deutsche Volk politisch mündig und moralisch verantwortlich sein Leben und seine Ordnung selbst gestalten kann.“

Literarische, aber auch kulturhistorische Texte haben mich nicht nur immer wieder inspiriert, sondern mit ihrer Energie auch mein Engagement bereichert. Auf Überlegungen von Ernst Penzoldt, Patrick Waldberg, Bertolt Brecht gingen beispielsweise die folgenden Leitmotiv für meine Entdeckung der Industriekultur zurück:

Man achtete auf Scherben, auf scheinbar triviale Gegenstände.

„Auf einer Reise sah ich in einem Museum unter allerlei Überresten antiken Hausrates, zerbrochenen Öllämpchen und Topscherben, einen Dachziegel, darauf sich die flüchtige Fußspur eines Mädchens oder Knaben erhalten hat. Über viele Jahrhunderte hin behielt das irdene Gedächtnis den Eindruck eines Augenblicks. Die Spur, schmal und untadelig geprägt, jung und uralt zugleich, hat für den Beschauer etwas rührend Liebliches. Es war nun freilich nichts Bedeutendes geschehen, als eben nur, daß vor Zeiten ein Kind achtlos oder sogar mit Fleiß über zum Trocknen ausgelegte feuchte Tonziegeln geschritten war, eine junge Hirtin vielleicht, denn andere Scherben tragen Fahrten von Ziegen. Der Ziegelbrenner hatte also das gezeichnete Stück nicht verworfen; es war gebrannt und als einziges Zeugnis eines Menschen überliefert, von dem wir nichts wissen, als daß er gelebt hat, und der sich gewiß nicht träumen ließ, daß seiner zierlichen Fußspur die Ehre zuteil werden würde, einst in der Vitrine eines staatlichen Museums aufgestellt zu werden.“

(Ernst Penzoldt)

Man sammle nicht nur Knöpfe, sondern auch Knopflöcher.

Der amerikanische Kunsthistoriker Patrick Waldberg berichtet, dass er zusammen mit einem Kollegen einmal auf dem Weg durch Arizona auf ein Heimatmuse-



um stieß, in dem ihn der Leiter in einen Raum führte, in welchem lauter Knöpfe ausgestellt waren: An den Wänden, in Vitrinen, auf Tischen, überall Knöpfe – Tausende von Knöpfen, Knöpfe jeder Größe, jeder Form, jeden Materials und für jeden Zweck. Knöpfe aus Elfenbein, aus Perlmutter, aus Ebonit, mit zwei und mit vier Löchern; viereckige und rhombische,... Für gewöhnlich, sagte der Museumsleiter, „zeige ich Besuchern

oben: Das Obdachlosen-Asyl „Wiesenburg“ an der Wiesenstraße 55 in Berlin-Wedding war eines der Objekte, welches Richard Schneider für das Presse- und Informationsamt des Landes Berlin 1983 in den „Spazierwegen der Industrie und Technik“ vorstellte. Diese 1985 ergänzte Reihe mit insgesamt zwölf Spaziergängen war Vorbild für viele spätere Routen der Industriekultur. Die sozialgeschichtlich bedeutsame Baugruppe der „Wiesenburg“ erinnert an Wohnungsnot und soziale Probleme im Berlin des ausgehenden 19. Jahrhunderts, zum anderen an Fürsorge und Wohltätigkeit des liberalen Bürgertums. Der Berliner Asylverein hatte dieses Asyl 1895-96 und 1905-07 für insgesamt 1200 Obdachlose geschaffen. Es ist noch heute eine „gepflegte“ Ruinenlandschaft.

Foto: Sven Bardua, 1983



links: Die Physikalisch-Technische Bundesanstalt (PTB) wollte das im Krieg erheblich beschädigte Deutsche Arbeitsschutzmuseum in der Fraunhoferstraße 11-12 in Berlin-Charlottenburg (hier das vordere Querschiff) eigentlich abreißen lassen – doch die Stadt stellte den Bau 1983 unter Denkmalschutz und als eines der Objekte in den „Spazierwegen der Industrie und Technik“ vor. Die von 1900 bis 1903 erbaute Ausstellungshalle mit filigraner Eisenkonstruktion wurde von 1993 bis 2001 aufwendig saniert und dient unverändert der PTB.

Foto: Sven Bardua, 1986



Literatur

- Hermann Glaser, Wolfgang Ruppert, Norbert Neudecker (Hrsg.): Industriekultur in Nürnberg, eine deutsche Stadt im Maschinenzeitalter, zweite Auflage, München 1983
- Volker Plagemann (Hrsg.): Industriekultur in Hamburg, des Deutschen Reiches Tor zur Welt, München 1984
- Hermann Glaser: Industriekultur und Alltagsleben, vom Biedermeier zur Postmoderne, Frankfurt 1993



nur das Museum, denn die meisten, die kommen, sind ungeschliffene Flegel, die sich über mich lustig machen. Aber Ihnen habe ich gleich angesehen, daß Sie Experten sind, von denen meine Schätze bewundern zu lassen, mir unbeschreibliches Vergnügen macht.“ – Die beiden Besucher verließen den liebenswürdigen Einsiedler und nach längerer Zeit des Schweigens entspannt sich ein Dialog: „Wir müßten jetzt nur noch eine Frau finden, die Knopflöcher sammelt. Wir würden die beiden zusammenbringen, sie würden heiraten und ihre Sammlungen zusammenlegen. Wir hätten dann endlich ein Weltsystem, das den Geist befriedigte.“

Man stelle Fragen, die bislang in der Historiografie selten gestellt, geschweige beantwortet wurden:

„Wer baute das siebentorige Theben?
In den Büchern stehen die Namen von Königen.
Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?
Und das mehrmals zerstörte Babylon –
Wer baute es so viele Male auf? In welchen Häusern
Des goldstrahlenden Lima wohnten die Bauleute?
Wohin gingen an dem Abend, wo die Chinesische Mauer
fertig war

oben: Die Rettung der Maschinenhalle der Zeche Zollern in Dortmund-Bövinghausen 1969 leitete bundesweit die Bewegung für die Erhaltung großer Industriedenkmale ein.
Foto: LWL-Industriemuseum, 1969/70

rechts: Das Museum Industriekultur in Nürnberg entstand 1988 als Verbindung eines technik-, kultur- und sozialgeschichtlichen Museums zur Industrialisierung am Beispiel Nürnbergs in den Hallen des ehemaligen Eisenwerks Julius Tafel (Ehrentafelwerk).
Foto: Stadtarchiv Nürnberg (A 40 Nr. A40-L-2898-5)



Die Maurer? Das große Rom
Ist voll von Triumphbögen. Wer errichtete sie? Über wen
Triumphierten die Cäsaren? Hatte das vielbesungene
Byzanz
Nur Paläste für seine Bewohner?
Selbst in dem sagenhaften Atlantis
Brüllten in der Nacht, wo das Meer es verschlang
Die Ersaufenden nach ihren Sklaven.

Der junge Alexander eroberte Indien
Er allein?
Cäsar schlug die Gallier
Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?
Philipp von Spanien weinte, als seine Flotte
Untergegangen war. Weinte sonst niemand?
Friedrich der Zweite siegte im
Siebenjährigen Krieg. Wer
Siegte außer ihm?

Jede Seite ein Sieg
Wer kochte den Siegeschmaus?
Alle zehn Jahre ein großer Mann
Wer bezahlte die Spesen?

So viele Berichte
So viele Fragen.“
(Bertolt Brecht: *Fragen eines lesenden Arbeiters*)

Man vergesse nicht, Spucknapfe zu sammeln.

Wir veranstalteten damals eine Ausstellung in einem
ausrangierten Straßenbahndepot, also ein Gebäude
ohne Hemmschwelle für Leute, die eine Scheu vor „Kul-
turtempeln“ (wie Museen) damals hatten. In einer Serie
von Vitrinen mit heller Ausleuchtung wurden nicht Pre-
ziosen, sondern einfachste Gegenstände, zum Beispiel
eine Aspirin-Tablette, eine Banane, ein Bücherregal aus
einer Arbeiterwohnküche, eine Eisenbahnschiene und
dergleichen gezeigt. Durch die „Inszenierung“ der ein-
fachen Gegenstände erhielten diese große Aufmerk-
samkeit und wir zeigten dann, jeweils im Umfeld der
Vitrinen, von den „Knöpfen“ ausgehend, in welchen
Zusammenhängen (den „Knopflöchern“) sie zu sehen
seien. Ein Spucknapf fehlte, weil wir kein historisches
Exemplar hatten finden können. Eine Abbildung aus ein-
em Prospekt ersetzte die Dinglichkeit.

Warum war er so wichtig? Weil man von diesem
„Leitfossil“ einen bedeutenden Aspekt des Industrie-
zeitalters aufzeigen konnte: Der Kampf gegen die Tu-
berkulose (Tbc), die in fast allen Bereichen des Lebens
im 19. und frühen 20. Jahrhundert eine große Rolle
spielte: in der Medizin, beim Wohnen (die Mietskaser-



nen, „Mottenburgen“, als Brutstellen der Tbc), in der
Kunst, in Literatur und Oper (Tbc als Leiden des Bohe-
miens), in der Schule (wo in jedem Klassenzimmer ein
Spucknapf stand). Die Spucknapf-Story erwies sich als
„Renner“ bei der Zuwendung zu den Lebensumständen
der Bevölkerung im Industriezeitalter.

Paradigmenwechsel

Ein Wandel im Geschichtsverständnis (von Historikern
zunächst außerhalb der Universitäten, dann auch in die-
sen vollzogen) verlief synchron mit der Entdeckung und
Erforschung der Industriekultur, diese auch maßgebend
beeinflussend. Der Prozess der Veränderung von Histo-
riografie wurde als „Geschichte von unten“ etikettiert.
Man erkannte, dass man die bisherige Dominanz der
„Herrschaftsgeschichte“, meist eine Geschichte der
Kriege und Vorgänge auf staatlicher Ebene, zugunsten
einer Geschichte der Leute erweitern müsse. Das be-

oben: Der Malakowturm mit
anschließender Maschinenhalle
wurde denkmalgerecht aus dem
Gesamtensemble der Zeche
Hannover in Bochum bei deren
Abbruch herauspräpariert.
Foto: LWL-Industriemuseum

unten links: Zeche Nachtigall.
Das Maschinenhaus der Zeche
Nachtigall wurde in ruinösem
Zustand vom damaligen westfä-
lischen Industriedenkmalpfleger
Helmut Bönnighausen unter
Schutz gestellt.
Foto: LWL-Industriemuseum

unten rechts: Ziegelei Lage.
Trockenschuppen und Maschi-
nenhaus der Ziegelei Beermann
in Lage wurden – wie alle drei
Objekte auf dieser Seite – in das
Projekt Westfälisches Industriem-
useum einbezogen.
Foto: LWL-Industriemuseum





deutete, Geschichte als Fakten-Aufzählung, wie sie zum Beispiel Gottfried Benn karikierte, zu überwinden:

„Um mich zu belehren, schlage ich ein altes Schulbuch auf, den sogenannten Kleinen Ploetz: Auszug aus der alten, mittleren und neuen Geschichte, Berlin 1891, Verlag A.G.Ploetz. Ich schlage eine beliebige Seite auf, es ist Seite 337, sie handelt vom Jahre 1805. Da findet sich: einmal Seesieg, zweimal Waffenstillstand, dreimal Bündnis, zweimal Koalition, einer marschieret, einer verbündet sich, einer vereinigt seine Truppen, einer verstärkt etwas, einer rückt heran, einer nimmt ein, einer zieht sich zurück, einer erobert ein Lager, einer tritt ab, einer erhält etwas, einer eröffnet etwas glänzend, einer wird kriegsgefangen, einer entschädigt einen, einer bedroht einen, einer marschieret auf den Rhein zu, einer durch ansbachisches Gebiet, einer auf Wien, einer wird zurückgedrängt, einer wird hingerichtet, einer tötet sich - alles dies auf einer einzigen Seite, das Ganze ist zweifellos die Krankengeschichte von Irren.“

(Gottfried Benn)

Der Gegenentwurf bestand darin, dem Alltagsgeschehen Bedeutung zuzumessen. Dazu gehört unabdingbar Hans Magnus Enzensbergers ironisches Gedicht:

„Einfach vortrefflich
all diese großen Pläne:
das Goldene Zeitalter
das Reich Gottes auf Erden
das Absterben des Staates.
Durchaus einleuchtend.

Wenn nur die Leute nicht wären!
Immer und überall stören die Leute.
Alles bringen sie durcheinander.

Wenn es um die Befreiung der Menschen geht,
laufen sie zum Friseur.
Statt begeistert hinter der Vorhut her-
zutrippeln,

sagen sie: jetzt wär ein Bier gut.
Statt um die gerechte Sache
kämpfen sie mit Krampfadern und mit
Masern.

Im entscheidenden Augenblick
suchen sie einen Briefkasten oder ein Bett.
Kurz bevor das Millenium anbricht,
kochen sie Windeln.

An den Leuten scheidet eben alles.
Mit denen ist kein Staat zu machen.
Ein Sack Flöhe ist nichts dagegen.
Kleinbürgerliches Schwanken!
Konsum-Idioten!
Überreste der Vergangenheit!

Man kann sie doch nicht alle umbringen!
Man kann doch nicht den ganzen Tag auf
sie einreden!
Ja, wenn die Leute nicht wären,
dann sähe die Sache schon anders aus.
Ja, wenn die Leute nicht wären,
dann ging's ruckzuck.
Ja, wenn die Leute nicht wären,
ja dann!
(Dann möchte auch ich hier nicht weiter stören.)“
(Hans Magnus Enzensberger)

Zukunft braucht Herkunft! Die Erinnerung an die Anfänge industriekultureller Forschungs-, Sammlungs- und Ausstellungsarbeit mag insofern aktuell sein, als sie für die Notwendigkeit des „Aufhebens“ – eine für alle Bereiche kultureller Tätigkeit wichtige Vokabel – plädiert. Hegel hat auf die dreifache Semantik des Wortes hingewiesen: Aufheben bedeutet Bewahren (conservare) – Aufheben bedeutet Überwinden, im Sinne von Verneinen (negare) – und Aufheben bedeutet Heraufheben (elevare), nämlich eine Sache auf eine höhere Stufe zu heben und damit bedeutender zu machen. ■

oben: Die „Fabrik“ an der Bamerstraße in Hamburg-Altona war eines der ersten soziokulturellen Zentren in Deutschland. Wo die Firma Hesper & Lembach seit 1889 Maschinen für die Holzbearbeitung herstellte, schufen der Maler und Grafiker Horst Dietrich und der Architekt Friedhelm Zeuner 1971 einen Ort für Veranstaltungen und Stadtteilarbeit, der ganz entscheidend von vergangener Industriemosphäre lebte.

Foto: Conti-Press, um 1975

rechts: 1977 brannte das Kulturzentrum „Fabrik“ aus und die Holzkonstruktion wurde zerstört. Möglichst authentisch wurde die rasch zur Institution avancierte Kultureinrichtung nach den Plänen des Architekten Volkwin Marg wieder aufgebaut und so Industriemosphäre aus der Retorte geschaffen.

Foto: Conti-Press, um 1979

